Bildung

NZZ am Sonntag, Sonderbeilage, 20. 3. 2016

ARMIN HUBER

Am Rande der Belastbarkeit

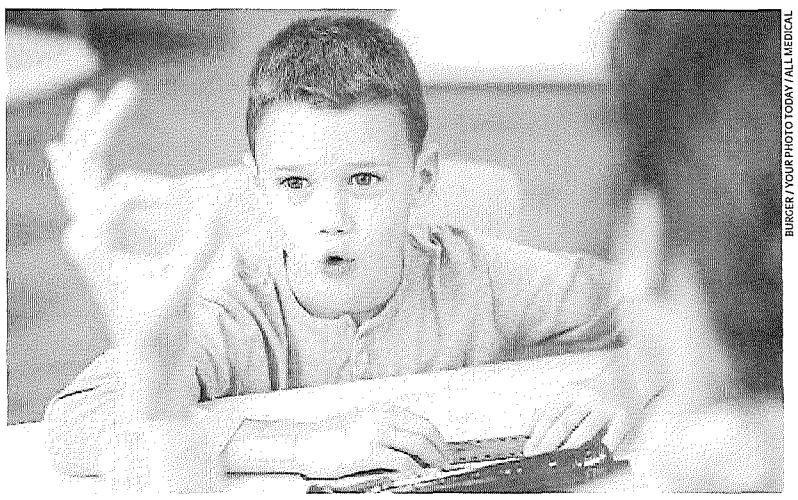
Die Integration aller Kinder – von hochbegabt bis lernbehindert – ist zwar gut gemeint, stösst aber an Grenzen. Die Lehrer ächzen unter der Last. Was läuft falsch?

Schiffbruch einer schönen Idee

Das System Schule wird je länger, je stärker belastet, weil es möglichst alle Kinder integrieren muss. Mittlerweile sagen selbst Verfechter der Integration, dass es so nicht weitergehen kann. Das Credo der Gleichmacherei beginnt zu bröckeln. Von René Donzé

Heterogene Klassen sind eine grosse Herausforderung für die Lehrerinnen und Lehrer.

Der Bub sitzt allein in einem Schulzimmer im Zürcher Schulhaus Rütihof und löst Aufgaben. Seine Klassenkameraden spielen draussen. Sie haben Pause. Der Unterstufenschüler aber darf erst hinaus, wenn die anderen wieder drinnen sind. Entsprechend schlecht ist seine Laune: Kaum «Grüezi» mag er sagen, wenn der Besuch ins Zimmer mit der schönen Bezeichnung «Schulinsel» tritt. «Hier hat das Kind Zeit, über sein Verhalten nachzudenken», sagt die Lehrerin, die die Insel betreut. Der Schüler rastete in der Klasse immer wieder aus und strapazierte die Nerven seiner Lehrerin nicht zum ersten Mal bis über die Grenzen. Manchmal sitzt nur ein Kind hier, manchmal sind es mehrere. Manchmal besuchen auch Kinder, die besonders Freude am Lernen zeigen, hier Zusatzkurse.



BURGER / YOUR PHOTO TODAY / ALL MEDICAL

Fördermassnahmen nehmen zu: Ein Knabe trainiert Sprechen in der Logopädie.

Das Angebot ist symptomatisch für die Entwicklung des Schweizer Schulsystems. Es gibt inzwischen viele Schulen, die mit ähnlichen Einrichtungen arbeiten. Sie sind eine Folge davon, dass die Klassen immer heterogener werden, dass die Bandbreite vom schwächsten zum stärksten Schüler grösser wird und die Verhaltensauffälligkeiten zunehmen.

Versteckte Aussonderung

Die einen Schulen richten Schulinseln ein, die anderen arbeiten mit sogenannten Förderzentren. Damit solche Einrichtungen nicht als Strafkolonie für Querschläger daherkommen, bieten sie auch Aufgabenhilfen sowie Stütz- und Fördermassnahmen an. Andere Schulen begegnen der Heterogenität, indem sie Stellenprozente zusammenkratzen, um möglichst oft zwei Lehrer im Klassenzimmer zu haben, von denen sich der eine um Problemfälle kümmern kann. Auch Klassenassistenten kommen vermehrt zum Einsatz, um Zappelphilippe und Störefriede im Schach zu halten oder zurückgezogene Mauerblümchen aus der Reserve zu locken und zum Blühen zu bringen.

Anstatt die Schüler offen zu separieren, wie dies früher der Fall war, als man sie in Sonderschulen oder Kleinklassen placierte, geschieht die Separation heute oft versteckt und mit wohlklingenden Umschreibungen. Binnendifferenzierung nennt man das. Das Credo der Gleichmacherei beginnt auf jeden Fall zu bröckeln. «Integration kann nicht heissen, dass alle Kinder rund um die Uhr in der Klasse zusammensitzen», sagt Bildungsexperte Urs Moser vom Institut für Bildungsevaluation an der Universität Zürich. «Es braucht Differenzierungen.» Chancengleichheit dürfe nicht dazu führen, dass geordnetes Lernen nicht mehr möglich sei, sagt er. Obschon der Grundgedanke ein guter sei, könne die Integration dazu führen, dass Mitschüler darunter litten. «Die Störung des Unterrichts behindert den Lernerfolg», sagt Moser.

Das sind neue, kritische Töne. Es macht den Anschein, als sei die Integration, wie sie 1994 mit der Unesco-Erklärung von Salamanca stipuliert wurde, gescheitert. Damals vereinbarten die Unterzeichnerstaaten, dass die Schulsysteme «alle Kinder unabhängig von ihren individuellen Schwierigkeiten» integrieren sollen. Ein hehres Ziel, dass die Schweiz 2004 mit dem Behindertengleichstellungsgesetz bekräftigte. Den organisatorischen Rahmen dafür formulierte die Erziehungsdirektorenkonferenz 2007 mit dem Sonderpädagogik-Konkordat, dem mittlerweile 16 Kantone beigetreten sind. Den monetären Anreiz setzte 2008 der neue Finanzausgleich mit dem die Finanzierung der Schulung behinderter Kinder an die Kantone übertragen wurde. Die Integration eines Schülers ist um einiges günstiger als die separierte Schulung.

Die gutgemeinte Integration der Behinderten hat vorerst auch positive Effekte gezeitigt. Befanden sich vor gut zehn Jahren noch über sechs Prozent der Schüler in Sonderschulen, sind es heute noch knapp vier Prozent. Für viele Sinnesbehinderte, etwa Seh- oder Hörbehinderte oder geistig Behinderte, ist es ein Segen, in ihrer Wohnumgebung in die Schule zu gehen, statt in eine Sonderschule gefahren zu werden.

Gesellschaft driftet auseinander

Inzwischen aber geht es längst nicht mehr nur darum, solche Behinderte zu integrieren. Statt «Integration» heisst das heilpädagogische Zauberwort «Inklusion». Das bedeutet, dass jedes Kind um fast jeden Preis in der Regelschule gehalten werden soll - und das in einer Gesellschaft, deren Wertvorstellungen immer weiter auseinanderdriften. Erziehungsdefizite, Verwahrlosung und Migration führen dazu, dass die Zahl der schwierigen und schwachen Schüler zunimmt.

Das treibt an gewissen Orten Lehrer und Klassen an den Rand ihrer Belastbarkeit. In einer Umfrage des Verbands der Zürcher Kantonalen Mittelstufe (ZKM) gab es Rückmeldungen wie: «Stark verhaltensauffällige Kinder absorbieren dermassen viel Energie der Lehrperson, dass die restlichen Schüler darunter leiden.» Verhaltensprobleme sind das eine. Zu kämpfen haben die Lehrer auch mit Sprachproblemen, Lernschwierigkeiten, Hochbegabungen und mehr. Sowie dem Anspruch der Eltern, dass sämtliche Defizite ihrer Kinder therapiert werden. Was früher ein Stigma war, die besondere Schulung, gehört heute zum guten Ton.

Aufgefangen wird dies mit einem mittlerweile beachtlichen Arsenal von Spezialmassnahmen wie integrierte Förderung, Psychomotorik, Logopädie, Begabtenförderung, Deutsch als Zweitsprache und so weiter. Je nach Ort und sozialer Zusammensetzung der Schülerschaft kann sich dies zu einem komplexen Puzzle aus Regelunterricht und Fördermassnahmen auswachsen - besonders in städtischem Kontext. «In etlichen Klassen ist an einen normalen Unterricht nicht mehr zu denken. Ein Grossteil der Kinder wird behindert», sagt ZKM-Präsident Harry

> **In etlichen Klassen ist an einen normalen Unterricht nicht mehr zu denken. Ein Grossteil der Kinder wird behindert.**

Aus der Praxis

Die wichtigsten Diagnosen

Spezifische Lernstörung
Ausgeprägte Leistungsschwäche in Lesen, Rechtschreibung oder Rechnen.

Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitäts-Störung (ADHS)
Unaufmerksamkeit, Bewegungsunruhe und Impulsivität.

Störung des Sozialverhaltens
Aggressivität, Stehlen, Lügen, Davonlaufen oder andere Regelverletzungen.

Angststörung
Trennungsangst, Prüfungsangst, soziale Ängste, Phobien.

Sprachbehinderung
Behinderung in der gesprochenen Sprache (Ausdruck oder Verständnis).

Autismus-Spektrum-Störung
Anhaltende Defizite in der sozialen Interaktion. Eingeschränkte, repetitive Verhaltensmuster mit oder ohne intellektuelle oder sprachliche Beeinträchtigung.

Lernbehinderung
Intelligenzquotient zwischen 70 und 85.

Geistige Behinderung
Intelligenzquotient unter 70.

Körperbehinderung
Beeinträchtigung des Bewegungsapparates durch Schädigung oder chronische Krankheit.

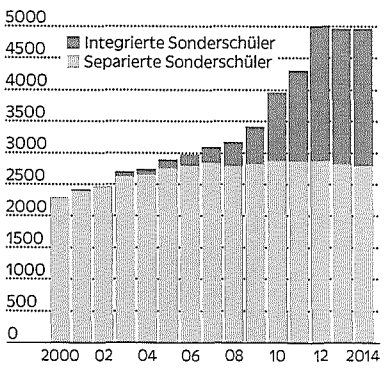
Sinnesbehinderung
Sehbehinderung, Hörbehinderung oder mehrfache Sinnesbehinderung.

ARMIN HUBER

Garderobe eines Primarschulhauses.

Zunahme gestoppt

Sonderschüler im Kanton Zürich



Quelle: Volksschulamt Kanton Zürich

Huwyler. Wie umfangreich das System inzwischen geworden ist, zeigt eine Auswertung in einem Zürcher Schulhaus (Grafik). Im Durchschnitt gibt es dort auf jeden Schüler eine besondere Massnahme. Unter all diesen Sonderbehandlungen leiden der Schulbetrieb, die Lehrer, die unproblematischen Schüler und sogar die integrierten Kinder: «Verhaltensauffällige werden so zu Aussenseitern gemacht und verlieren an Selbstwertgefühl», sagt Huwyler.

Forschung betont Erfolge

Die Klagen sind nicht neu. Erstaunlich ist, dass sie auf den ersten Blick in krassem Widerspruch zu dem stehen, was die Wissenschaft bis jetzt zum Thema herausgefunden hat. Fragt man Forscher, geben sie der Integration praktisch durchwegs gute Noten. So betont etwa der Freiburger Integrationsexperte Gérard Bless den positiven Lerneffekt für die Behinderten. Er erklärt dies mit der für die Kinder stimulierenden Lernumgebung, insbesondere im sprachlichen und kommunikativen Bereich (Interview, Seite 10). Umgekehrt stellt er fest, dass ihre Mitschüler im Lernerfolg nicht gebremst werden und oft eine bessere Sozialkompetenz aufweisen als separiert geschulte Kinder.

Offensichtlich sprechen hier Forschung und Praxis nicht dieselbe Sprache. Die Wissenschaft meint die Integration jener Schüler mit Behinderungen, an die wohl auch die Väter des Gleichstellungsgesetzes dachten. Damit kann die Schule meist gut umgehen, dafür gibt es auch genügend Unterstützung. «Kinder mit geistigen oder körperlichen Behinderungen sind in der Regel integrierbar», sagt Huwyler. Abgesehen davon, sind solche Fälle nicht sehr breit gestreut. Im Kanton Zürich etwa sitzt bloss in einer von acht Klassen ein Kind mit einer geistigen oder einer Sinnesbehinderung.

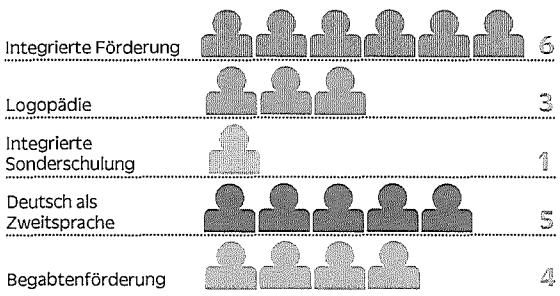
Das Problem ist, dass unter dem Titel der Integration auch Kleinklassen für verhaltensauffällige und schwache Schüler abgeschafft wurden. Stattdessen baute sich eine neue Förderindustrie auf. Beispielhaft zeigt sich das im Kanton Zürich, wo die Zahl der integrierten Sonderschüler stark zunimmt, die separierten aber kaum zurückgehen. Dadurch hat sich die Sonderschulquote in wenigen Jahren mehr als verdoppelt (Grafik). Der Status «integrierter Sonderschüler» wird heute oft darum verliehen, weil es so zusätzliche Unterstützungsmassnahmen gibt für die stark belasteten Klassen. Der Stempel «Sonderschüler» wird so zum Ventil für die überforderte Schule.

Inzwischen wird auch von höchster Stelle anerkannt, dass die Integration an ihre Grenzen stösst. Der Basler Regierungsrat Christoph Eymann, Präsident der Erziehungsdirektorenkonferenz, ist zwar ein vehementer Verfechter der integrativen Schulung. «Es ist wichtig, dass wir möglichst alle Kinder gemeinsam in der Regelschule unterrichten können», sagt er. Auch in seinem Kanton wurden in den letzten Jahren die Kleinklassen aufgehoben und die Schüler integriert.

Doch gerade in Basel mit seiner sehr heterogenen Bevölkerung gebe es damit Probleme: «Das System droht zu kippen», sagt Eymann. «Ich gehe davon aus, dass wir bis in zehn Jahren wieder viel mehr Separation haben werden als heute.» Und selbst Integrationsexperte Bless sagt: «Ich rechne damit, dass die Separation noch eine Weile rückläufig sein wird, doch bald wird sich der Trend wieder umkehren.» Die Euphorie ist der Ernüchterung gewichen. Die im Ansatz gute Idee der möglichst umfassenden Integration scheitert in der Praxis. Diese Einsicht kann Raum schaffen für pragmatische Lösungen – wie sie etwa die Schule Rütihof mit ihrer «Insel» gefunden hat.

Jedem Kind seine Förderung

Besondere Massnahmen für Kinder in einer Zürcher Klasse (22 Schüler)



Eine Erhebung in einem Schulhaus (Primarschule und Kindergarten) in der Stadt Zürich zeigt: Auf eine Klasse mit 22 Schülern kommen im Durchschnitt 19 Fördermassnahmen. Einige Schüler erhalten auch mehrere Massnahmen. Demnach gibt es pro Klasse mehr als 3 Kinder ohne spezielle Förderung.

Sicht der Schulpsychologie

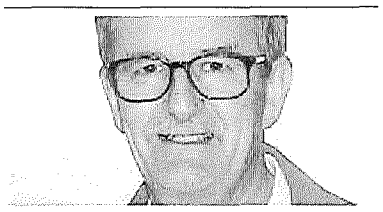
«Man schaut heute genauer hin und will möglichst alle Kinder fördern»

Lehrer beklagen sich, es gebe immer mehr auffällige Kinder. Zu Recht?
Es trifft zu, dass der Druck auf die Schule zugenommen hat. Es gibt auch mehr Kinder mit einer Diagnose wie ADHS oder Autismus. Mir sind aber keine Studien bekannt, die belegen, dass die psychische Gesundheit der Kinder in unseren Schulen sich verschlechtert hat. Man schaut heute genauer hin und will möglichst alle Kinder fördern – auch jene, die Schwierigkeiten haben oder Probleme bereiten. Eltern erwarten das zu Recht von der Schule.

Was ist denn eine Verhaltensstörung?
Das ist ein umgangssprachlicher Oberbegriff für Auffälligkeiten von Kindern, die von ihrem familiären oder schulischen Umfeld als schwierig eingestuft werden. Eine Diagnose im fachlichen Sinn ist es nicht.

Früher wurden solche Schüler sowie solche mit Lernschwierigkeiten in Kleinklassen geschickt. War deren Aufhebung ein Fehler?
Aus meiner Sicht haben Kleinklassen die Erwartungen nicht erfüllt. Trotz der kleineren Klassengrösse und der sonderpädagogischen Qualifikation der Lehrpersonen wehrten sich Eltern oft gegen Zuteilungen ihrer Kinder in diese Klassen.

Jürg Forster



Der Kinder- und Jugendpsychologe leitet seit bald 22 Jahren den Schulpsychologischen Dienst der Stadt Zürich.

Was war der Grund für diese Skepsis?
Viele Kleinklassen waren schwer zu führen, und es gab oft Lehrerwechsel. Wenn lauter Kinder mit besonderen Bedürfnissen in einer Klasse sind, ist das Lernniveau tiefer, was sich auf die Berufsaussichten der Jugendlichen auswirkt. Fremdsprachige Kinder waren zudem stark übervertreten in diesen Klassen.

Gelingt die Integration dieser Schüler?
Bei einem grossen Teil gelingt sie. Es gibt für Kinder und Jugendliche in Regelklassen unterstützende Massnahmen wie integrative Förderung, Deutsch als Zweitsprache, bei Bedarf auch Therapien wie etwa Logopädie.

Ein Wildwuchs, wird oft moniert.
Sicher hat das Grenzen. Der Bedarf nach Fördermassnahmen muss regelmässig überprüft werden. Wenn sie wenig bringen, setzt man sie ab. Einige Kinder lassen sich trotz aller Unterstützung nicht in der Regelklasse beschulen.

Was passiert in solchen Fällen?
Dann klären wir ab, ob eine Sonderschulung nötig ist.

Allein in der Stadt Zürich gibt es auf 28 000 Schüler etwa 1400 Sonderschüler. Das widerspricht doch dem Integrationsgedanken.
Knapp ein Drittel der Sonderschulungen findet integriert in Regelklassen statt. Es gibt aber Kinder, die kaum zu integrieren sind, weil sie wegen einer schweren Behinderung eine intensive Betreuung brauchen. Auch bei den verhaltensauffälligen Kindern kann Sonderschulung nötig werden, wenn sie in der Klasse nicht mehr tragbar sind. In der Stadt Zürich machen diese etwa einen Viertel aller Sonderschüler aus.

Interview: René Donzé

Ein paar Stündchen reichen nicht

Zu einer gelungenen Integration verhaltensauffälliger Kinder braucht es die Unterstützung der Eltern. Eine Lehrerin erzählt

Als ich noch Lehrerin auf Primarstufe war, dachte ich oft: «Was schicken die uns von den Kindergärten denn in die Schule!» Ich wollte herausfinden, wo die Probleme liegen, und arbeite nun als Fachkraft für Integrative Förderung. Ich betreue verhaltensauffällige Kindergartenschüler, also solche mit sprachlichen und kognitiven Einschränkungen oder emotionalen Unsicherheiten.

Da ist zum Beispiel die vierjährige Karla. Ein ganz normaler Kindergarten-Eintritt – dachten die Lehrerin und ich. Aber statt mit den anderen zu spielen, schlief Karla jeden Morgen ein. Anfangs dachten wir, sie sei krank, und baten die Mutter, sie abzuholen. Aber es ging immer weiter so. Karla zeigte auch keine Neugier, am wenigsten an anderen Kindern. Wir fragten nach dem Ergebnis der Vier-Jahres-Kontrolle beim Kinderarzt. Diese sei positiv ausgefallen, sagte die Mutter. Karla habe lediglich ein kleines sprachliches Defizit. Auf Nachfragen hin stellte sich heraus, dass sie in der Logopädie war.

Mit der Zeit merkten wir, dass bei dem Mädchen weit mehr als die Sprache das Problem ist. Die Schlafenszeiten scheinen normal zu sein, jedoch ist Karlas Fernsehkonsum deutlich zu hoch. Die Eltern, zwei Schweizer, verdienen nicht viel und müssen beide arbeiten. Drei Tage pro Woche ist Karla im Hort, an den anderen schaut die Mutter zu ihr. Weil diese ein eigenes Geschäft führt, erledigt sie auch an diesen Tagen Arbeit. Ich will das aber nicht auf die Mutter abwälzen. Es gäbe ja noch den Vater. Er kam zum Besuchstag, aber sonst sehen wir ihn nie, alle Gespräche laufen mit der Mutter.

Karla ist ein liebes Mädchen, sie ist gepflegt. Man könnte leicht wegschauen. Wir haben hier weitaus schwierigere Fälle, etwa Kinder, die zu Hause Gewalt ausgesetzt sind. Aber wenn Karla sich jetzt nicht in die Klasse integrieren kann, dann wird sie es auch kaum in der Schule schaffen. Als wir beim schulischen Standortgespräch das Thema drittes Kindergartenjahr ansprachen, reagierte die Mutter sehr ablehnend. Doch es gab ihr offenbar zu denken. Sie ging mit ihrer Tochter zum Arzt, und jetzt macht Karla zusätzlich privat eine Therapie.

SHOTSHOP / DDP IMAGES
Je früher, desto besser: Integrative Föderung muss schon im Kindergarten beginnen.

Juri packte die anderen Kinder und stellte ihnen das Bein. Man hält es fast nicht aus, wenn ein Kind sich so hinterhältig aufführt.

Offensichtlicher waren die Probleme bei Juri. Am Anfang sass der Bub nur unter dem Stuhl und wollte nie mitmachen. Als die Kindergartenlehrerin ihn schliesslich dazu brachte, sich auf den Stuhl zu setzen, gab er ständig laute Geräusche von sich. Er plagte die anderen Kinder, packte sie und stellte ihnen das Bein. Da ist es eine grosse Herausforderung, ruhig zu bleiben. Manchmal kann man die Situation mit Humor auffangen. Aber man hält es fast nicht aus, wenn ein Kind sich so hinterhältig aufführt und penetrant Aufmerksamkeit heischt. Auch weil deshalb weniger Zeit für die unauffälligen Kinder bleibt. Dabei möchten diese doch auch gesehen werden! Juris Eltern hatten schwere Konflikte. Zu Beginn hatten die Kindergartenlehrerin und ich nur Kontakt zur Mutter. Als wir mit ihr die Probleme besprachen, war ihr das sehr unangenehm. Sie verstand es nicht, zu Hause sei er doch ganz lieb. Die Eltern glaubten, eine intellektuelle Disziplinierung sei die Lösung, und fütterten Juri mit Lernstoff ab. Statt ihn mehr mit anderen Kindern spielen zu lassen, sollte Juri lesen und schreiben lernen – dabei konnte er sich nicht einmal selbst anziehen. Im letzten halben Jahr hat sich die Situation gebessert. Die Eltern kommunizieren wieder, und wir haben nun auch Kontakt zum Vater. Neulich sagte Juri: «Jetzt ist es schön bei Papa, jetzt darf ich spielen.»

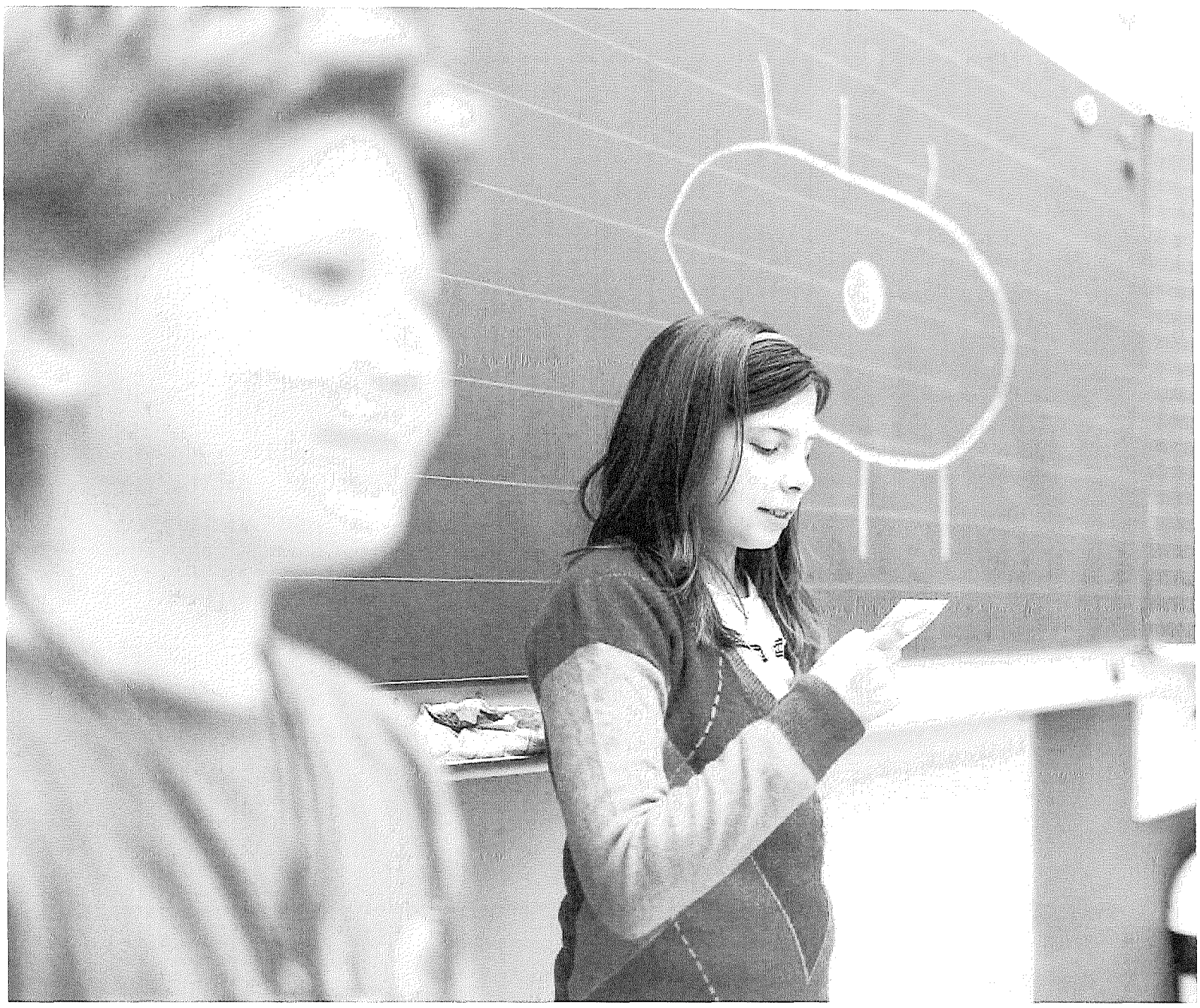
Vor allem dank dem liebevollen konsequenten Verhalten der Lehrerin konnte verhindert werden, dass Juri in einen anderen Kindergarten versetzt werden musste. Sie forderte vom Buben immer wieder, sich auf den Stuhl zu setzen. Weigerte er sich, musste er eine Weile aus dem Kreis. Hält man sich nicht an klare Strukturen und macht dem Kind nicht bewusst, dass sein Verhalten nicht geduldet wird, scheitert man. Man muss dranbleiben, darf den Kontakt zum Kind nie aussetzen. Dazu gehört viel Fingerspitzengefühl.

Wo auch immer die Schwierigkeit liegt: Die Beziehung zwischen uns Lehrpersonen und dem Kind beziehungsweise zu den Eltern ist der Schlüssel zum Erfolg. Leider höre ich immer wieder von Eltern, wie froh sie sind, dass sie uns ihre Kinder bringen können, wenn sie mit ihnen nicht zugange kommen. Sie wollen die Erziehung einfach an die Kindergärten und Schulen delegieren. Genauso schwierig wird es aber auch, wenn Eltern ihren Kindern nichts zutrauen und sie am liebsten zu Hause behalten würden.

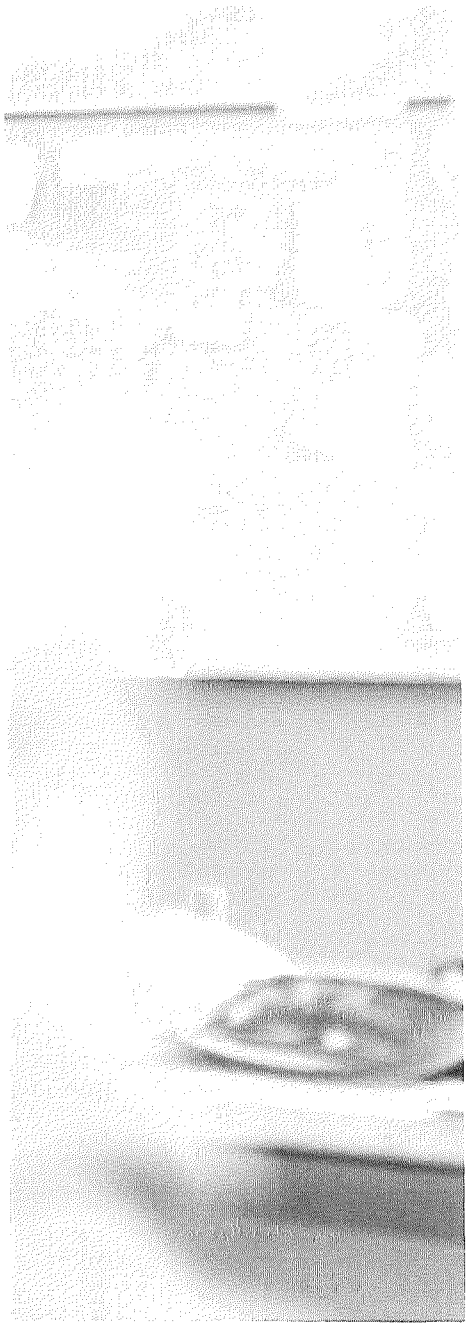
Vom Nutzen des integrativen Unterrichts bin ich grundsätzlich überzeugt, und viele Studien zeigen, dass man unbedingt auf Basisstufe damit beginnen muss. Aber das aktuelle Modell finde ich fragwürdig. Ich bin nur einmal pro Woche für drei Stunden in einer Kindergartenklasse – das ist nichts. Man müsste mindestens dreimal oder noch öfter pro Woche mit solchen Kindern arbeiten. Dann würde jene Integration möglich sein, wie die Bildungsbeauftragten sie sich vorstellen. Aber ohne mehr Ressourcen wirkt integrative Förderung nicht nachhaltig. Dann passiert, was ich früher als Primarlehrerin erlebt habe: Entweder werden die Kinder unreif eingeschult, oder sie müssen ein drittes Kindergartenjahr anhängen, was auch immer häufiger geschieht.

Jetzt sagen natürlich alle Kritiker des zweijährigen Kindergartenobligatoriums, dass die Kinder zu früh zu uns geschickt werden. Aber daran liegt es nicht. Mit vier Jahren sind die meisten bereit für den Kindergarten. Ich habe mit meinem Mann und unseren Kindern im Ausland gelebt. Dort beginnen die Dreijährigen mit der Vorschule, und das klappt gut.

Die Namen wurden geändert. Die Lehrerin bleibt zum Schutz der Kinder anonym. Aufgezeichnet von Regula Freuler



An der Goetheschule lernt jedes Kind in seinem Tempo, teilweise werden der Lehrplan und das Unterrichtsmaterial individuell angepasst. (Bozen, 22. Februar 2016)



Kinder mit besonderen Bildungsbedürfnissen w

Die Schule für alle

Hochbegabte, Durchschnittliche und geistig Zurückgebliebene in einer Klasse: Das ist für die Südtiroler Normalität. Ihre Schulabgänger gehören zu den besten Europas. Wie schaffen die das bloss?

Von Katharina Bracher

Er ist zehn Jahre alt und zählt zu den fleissigsten Schülern an der Goethe-Schule in Bozen, Italien. Jens* wäre vielleicht sogar einer der Besten. Das heisst, wenn man von den zahlreichen Fehlern in seinem Diktat, der milden Dyskalkulie und seiner verwaschenen Aussprache absieht. Aber Jens hat die Fähigkeit, über eine Stunde lang konzentriert an einer Deutsch-Übung zu arbeiten. Läuft alles gut, zeigt er den Durchhaltewillen und Fleiss eines Spitzensportlers. Der Knabe hat autistische Züge, die unterschiedlich stark zum Vorschein treten. Je nach Tagesform erträgt Jens den Lärm seiner Mitschüler nicht. Dann wird der sonst fröhliche Bub unruhig oder sogar aggressiv und muss das Schulzimmer verlassen.

In der Schweiz wäre Jens höchstwahrscheinlich ein Fall für die Sonderschule. Denn ohne individuelle Betreuung durch eine heilpädagogische Fachperson ist es fast nicht möglich, ihn in einer Regelklasse zu unterrichten. Hier im italienischen Bozen in Südtirol blieb den Eltern von Jens keine Wahl, als ihn auf die Regelschule zu schicken. Denn in Italien wurden die Sonderschulen vor dreissig Jahren abgeschafft.

Umgang mit Behinderten lehren

Was viele Schweizer Pädagogen und Bildungspolitiker für unrealisierbar oder gar kontraproduktiv halten, ist hier selbstverständlich: Alle Kinder werden gemeinsam unterrichtet. Egal ob hochbegabt oder geistig zurückgeblieben. Wer in der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol Pädagoge werden will, muss von Anfang an die grundsätzliche Verschiedenheit seiner Schützlinge akzeptieren. Oder wie es ein Bozener Lehrer gutgelaunt ausdrückt: «Das Anderssein ist bei uns der Normalfall. Wir vergleichen Äpfel mit Birnen - und obendrein unterrichten wir sie noch gemeinsam.» Um beim Bild des Pädagogen zu bleiben: Das Fruchtsalat-Konzept scheint aufzugehen. Oder wie lässt sich die Tatsache erklären, dass die Schüler von deutschsprachigen Südtiroler Schulen in manchen Jahren bessere Pisa-Resultate erzielten als jene der besten deutschen Bundesländer? Wie, dass die Schulabbrecher-Quote laut OECD-Statistiken geringer ist als im europäischen Durchschnitt? Das Mantra, wonach die Fokussierung auf die Schwächeren die leistungsstärkeren Schüler benachteilige, trifft hier offensichtlich nicht zu.

Der mittlerweile legendäre Erfolg des Südtiroler Inklusionsmodells garantiert nun aber nicht, dass Jens irgendwann einen Uni-Abschluss schaffen wird oder dass körperlich Schwerbehinderte barrierefreien Zugang zum ersten Arbeitsmarkt hätten. In erster Linie bedeutet es, dass die Schule ein ambitioniertes Ziel verfolgt: Kinder mit Beeinträchtigung in der Mitte der Gesellschaft und nicht an deren Rand zu sozialisieren, Normalbegabte ganz selbstverständlich den Umgang mit den geistig Zurückgebliebenen oder Behinderten zu lehren. Ihnen neben dem Pauken von Pflichtstoff ein Fenster für soziales Lernen zu öffnen.

Südtiroler Lehrer teilen wie selbstverständlich die Verantwortung über die Klasse mit einem Team, zu dem auch Integrationsspezialisten gehören. Man spricht sich persönlich und in E-Mails ab, passt Lehrmitel an die individuellen Lehrpläne der Kinder an. «Lernen im Gleichschritt kann man in diesem System vergessen», sagt Franz Lemayr von der Fachstelle für Inklusion im Deutschen Bildungsressort Bozen-Südtirol. Das Unterrichtsmodell, wonach alle Schüler zur gleichen Zeit das Gleiche machen, sei von der Forschung überholt. «Die Heterogenität ist dem herkömmlichen Unterrichtsmodell weit überlegen», postuliert Lemayr. Das «zieldifferente Lernen», wie es die Bildungsbürokratie nennt, lasse Raum für offene Lernformen, in denen Schüler sich früh daran gewöhnen, eigenverantwortlich zu lernen. «Die Instruktion durch den Lehrer bleibt aber wichtig. Auch Frontalunterricht ist ein wichtiger Bestandteil unserer Didaktik», sagt Lemayr.

Schuldirektorin Angelika Ebner.

Jedes Kind individuell zu beschulen, braucht jedoch viele Ressourcen. Mindestens zwei Lehrer sind während des Unterrichts präsent. Der Staat stellt Mittel bereit, damit in jeder Klasse vier Kinder mit Beeinträchtigung unterrichtet werden können. In der Grundschule sind es 14,7 Schüler pro Klasse. Verglichen mit Schweizer Schulen ist das eine komfortable Ausstattung. Bei 4000 Südtiroler Schülern pro Jahrgang braucht es demnach ein ganzes Heer von Inklusionsspezialisten, welche die Kinder unterrichten und betreuen.

Clowns und Tratschtanten

Annemarie Ardemagni ist eine dieser Spezialisten. An der Grundschule Johann Wolfgang von Goethe in Bozen ist sie Koordinatorin für Integration sowie Integrationslehrerin. Momentan sitzt sie neben Jens und hilft ihm dabei, das Arbeitsblatt auszufüllen. Gefragt sind deutsche Wörter rund um das Verb «sehen». Jens sitzt konzentriert über das Blatt gebeugt da. Abgesehen von Jens befindet sich noch ein anderes Kind mit einer «Funktionsdiagnose», wie sich das nennt, in der Klasse. Ardemagni verrät absichtlich nicht, welches es ist. Die Besucher sollen es selbst herausfinden. Die Schüler werden vom Klassenlehrer und von einer Praktikantin zum selben Thema unterrichtet. Nur die Unterrichtsmaterialien und das Tempo unterscheiden sich. Nach fast fünfzig Minuten Unterricht wird noch immer nicht klar, wer das zweite integrierte Kind sein könnte. Zu heterogen ist das Klassenbild. Die Schüler bewegen sich für ein Spiel durch den Raum, lesen laut die Anweisungen vor, die der Lehrer auf Kärtchen gedruckt hat. Statt aufzustrecken, platzen die meisten

FOTOS: ARMIN HUBER

len von Spezialpädagogen betreut: Integrationslehrerin Annemarie Ardemagni mit einem Schüler.

Fern von Rom

Wie die Südtiroler ihr eigenes Modell schufen

Die Südtiroler hätten die Sonderschule vermutlich niemals freiwillig abgeschafft. Doch das Bildungsdekret aus Rom liess der autonomen Provinz, die sich seit 1972 weitgehend selbst verwaltet, keine Wahl. Italien schaffte 1997 die Sonderschulen ab - und nicht nur die, auch die geschlossenen Psychiatrien wurden geöffnet. Franz Lemayr übernahm damals an einer Schule im abgelegenen Sarntal seine erste Lehrerstelle. Damit stand er vor der Aufgabe, ein geistig behindertes Kind in den Unterricht zu integrieren. «Heute gibt es dafür Beratungsstellen und Integrationslehrer», sagt Lemayr, der seit ein paar Jahren die Fachstelle Inklusion im Deutschen Bildungsressort in Bozen leitet. Zieht heute eine Familie mit einem schwerbehinderten Kind in ein Dorf, muss die Schule bis hin zu baulichen Massnahmen alles daransetzen, das Kind aufzunehmen. Laut Gesetz haben diese Kinder den Anspruch darauf, die Regelklasse zu besuchen. In Südtirol nennt man sie «Schüler mit besonderen Bildungsbedürfnissen». Darunter fallen neben Kindern mit Behinderungen, Lernstörungen und spezifischen Entwicklungsstörungen auch solche mit «sozialer oder sprachlicher Benachteiligung». Drei bis vier Prozent der Schüler haben einen klinischen Befund, sprich eine Lernbeeinträchtigung. Etwa jedes zehnte Kind erhält nach einer psychologischen Abklärung eine Funktionsdiagnose. Darunter fallen Entwicklungsstörungen wie Asperger und Aufmerksamkeitsdefizite wie ADS oder ADHS.

Südtirol ist mehrsprachig. Mehr als 60 Prozent der Schüler sprechen Deutsch, rund 23 Prozent haben Italienisch als Muttersprache. Der Rest ist fremdsprachig oder gehört der ladinischen Minderheit an. In der Stadt Bozen ist Italienisch vorherrschend. *(brk.)*

Integration heisst Teamarbeit: Lehrerzimmer der Goetheschule.

Das Anderssein ist bei uns der Normalfall. Wir vergleichen Äpfel mit Birnen – und unterrichten sie auch noch gemeinsam.

wie er haben ein Recht auf diese Sonderbehandlung. Die Integrationslehrerin Ardemagni ist jedoch nicht allein für Jens da, sie bleibt auch für den Rest gleich mit der Lösung raus. Da sind die Clowns, die den Rest der Klasse zum Lachen bringen wollen, da sind die Tratschtanten, die auf Italienisch tuscheln. Ein paar sitzen still und verträumt in den Bänken, andere beobachten das Geschehen, sind aber sonst still. Ein paar arbeiten aktiv mit, andere nur nach Aufforderung. Mit anderen Worten: normaler Unterricht, wie er auch irgendwo in der Deutschschweiz stattfinden könnte. Und doch ist alles anders. Denn jedes Kind hat Anspruch auf seinen eigenen schulischen Fahrplan.

Jens arbeitet mit Materialien, die auf seine Bedürfnisse angepasst sind. Kinder der Klasse ansprechbar. So wird sichergestellt, dass Kinder, die schneller vorankommen beim Lernen, nicht unterfordert werden.

Ohne die Eltern geht nichts

Ardemagni ist eine von drei Integrationslehrerinnen an der Goethe-Schule. Daneben sind noch zwei weitere Mitarbeiterinnen für Integration angestellt, wie Direktorin Angelika Ebner ausführt. «Die Mitarbeiter für Integration betreuen vor allem Schüler, die aufgrund ihrer Beeinträchtigung Hilfe brauchen - etwa beim Anziehen oder beim Gang auf die Toilette», erklärt Ebner. Von 500 Schülern ihrer Schule haben 8 Kinder eine Funktionsdiagnose, was für Südtiroler Verhältnisse wenig ist. Zu diesen Diagnosen gehören etwa die «leichte Intelligenzminderung», Entwicklungsstörungen wie Autismus oder hyperkinetische Störungen, auch Zappelphilipp-Syndrom genannt. Nicht zu den Funktionsdiagnosen gehören Lese- oder Schreibschwächen, sie werden unter dem Titel «klinische Befunde» zusammengefasst. Dies trifft auf fünfzehn Kinder der Schule zu. Vier Fälle von Schülern wurden vom psychologischen Dienst entweder auf Antrag der Lehrer oder der Eltern abgeklärt, ohne dass besondere Massnahmen beschlossen wurden. «Wichtig ist, dass die Eltern immer informiert werden. Ohne ihre Einwilligung darf das Kind nicht differenziert beschult werden», sagt Ebner. Darüber hinaus darf vor der zweiten Klasse kein Antrag auf Abklärung gestellt werden. Damit schützt man Kinder vor einer zu frühen Einschätzung. «In diesem Alter können sich anfängliche Lese- oder Rechenschwächen noch stark verändern», erklärt Ebner.

Jens' Eltern mussten zuerst davon überzeugt werden, dass ihr Sohn eine Integrationslehrerin erhält. Zu gross war die Angst vor dem Etikett «Funktionsdiagnose». Vor allem da die Schule sehr offen umgeht mit den Gründen für die Spezialbehandlung eines Kindes. Doch die Mitschülerinnen scheinen sich nicht gross um dieses Etikett zu scheren. «Der ist schon ein Komischer», erklärt eine der Tratschtanten auf die Anfrage, wie sie mit Jens klarkomme. Doch wer jetzt einen bösen Kommentar zu dessen Verhaltensauffälligkeiten erwartet, wird enttäuscht: «Er ist der einzige Knabe, der in der Pause gerne mit uns Mädchen spielt.»

* *Name geändert*

Flucht zu den Privaten

Die wachsende Belastung der Volksschulen führt dazu, dass vermehrt Eltern ihre Kinder in eine Privatschule schicken. Sie erhoffen sich eine bessere Förderung ihres Nachwuchses. Von Joel Bedetti

Zunehmend haben Eltern Angst, dass ihre Kinder in der Regelschule nicht genügend gefördert werden. Grund dafür sind heterogene Schulen, Unruhe in den Klassenzimmern, zu wenig Zeit der Lehrer für die problemlosen Schüler. Bei den Eintrittsgesprächen kämen solche Themen oft zur Sprache, sagen Vertreter verschiedener Schweizer Privatschulen. «Eine Regelklasse mit vier bis fünf Schülern, welche sonderpädagogisch betreut werden, ist kaum mehr funktionsfähig», sagt Ursina Pajarola, Chefin des Lernstudios mit Standorten in Zürich und Winterthur. «Seit etwa zehn Jahren begründen Eltern den Eintritt ihres Kindes in unsere Schule auch vermehrt damit, dass die Klassen ihrer Kinder zu gross geworden sind», sagt sie. Pajarola hört immer wieder Geschichten von Schülern, die aus Unterforderung anfangen, Blödsinn zu machen, oder von solchen, die dadurch abgelenkt werden, dass neben dem Hauptlehrer auch Heilpädagogen im Klassenzimmer anwesend sind. Und sie redet mit Eltern, die fürchten, dass ihre Kinder unter diesen Bedingungen in der Volksschule ihr Talent nicht entfalten können.

Auch Ursula Gehbauer, Chefin der Swiss International School mit neun Standorten in der Deutschschweiz, berichtet von dieser Furcht. «Bei den Gesprächen mit Eltern hörten wir in den vergangenen Jahren immer wieder, dass der integrative Ansatz der öffentlichen Schule mit ein Grund war, ihre Kinder zu uns zu schicken.» Und Markus Kenk, Geschäftsleiter der Basler Minerva-Schulen, fasst die Stimmung wie folgt zusammen: «Immer mehr Eltern befürchten, dass ihr Kind in der staatlichen Volksschule nicht mehr die gebührende Aufmerksamkeit und Förderung erhält.»

SONJA RUCKSTUHL

Kleinere Klassen als Vorteil: Lehrerin mit Schülern im Lernstudio Zürich. (3. Februar 2016)

Geringe Abwanderung

Aus Sicht der Volksschulen hingegen ist die Situation weit weniger dramatisch. Ein grosser Trend hin zu privaten Instituten sei kaum erkennbar, meint Lisa Lehner, Vizepräsidentin des Verbands der Schweizer Schulleiterinnen und Schulleiter. «In meiner Primarschule in Baden ist kein Kind wegen der neuen Integrationspolitik in eine private Schule gewechselt.» Sarah Knüsel, Schulleiterin im Zürcher Unterland und Präsidentin der Zürcher Schulleiterinnen und Schulleiter, berichtet zwar von einem leichten Anstieg von Privatschülern in den vergangenen Jahren. Sie sieht aber eine andere Entwicklung als hauptsächlichen Treiber: «Es gibt immer mehr internationale Paare, die ihre Kinder gern in eine internationale Schule schicken.» Mit der Reform habe das kaum etwas zu tun.

> **Eltern fürchten, dass ihre Kinder in der Volksschule ihr Talent nicht entfalten können.**

Beat Zemp, Präsident des schweizerischen Lehrerverbandes, räumt Schwierigkeiten in der Umsetzung des integrativen Ansatzes ein – allerdings liege dies vor allem am Mangel an ausgebildeten Heilpädagogen. Deren Job sei trotz höherem Spezialistenlohn nicht besonders attraktiv. «Im Arbeitsalltag müssen sich die Sonderpädagogen immer wieder in neue Teams einfügen und ihre Rolle klären, oftmals auch zwischen Schulhäusern wechseln», sagt Zemp. Die Sorge, dass die Leistung von unauffälligen Schülern unter schwierigen Schülern leide, relativiert er aber: «Studien zeigen, dass die Integration von Sonderschülern in Regelklassen keinen negativen Effekt auf die anderen Schüler hat.» Wenn es Probleme gebe, dann weniger bei den besonders starken Schülern. In überforderten Klassen, sagt Zemp, seien typischerweise nicht die stärksten, sondern die schwächeren Schüler ohne sonderpädagogischen Bedarf die Leidtragenden – und solche, die aus keinem bildungsnahen Elternhaus kämen, das ausgleichend wirken könnte.

Eine langfristige Abwanderung von Schülern in private Schulen fürchtet Zemp nicht. Einerseits, weil das Vertrauen der Eltern in die Volksschulen nach wie vor gross sei. Andererseits aber auch, weil der Wechsel in eine Privatschule ein paar Hürden enthält. Zuerst einmal müsse man überhaupt Privatschulen in der Nähe haben. «In Zug mit den vielen Expats ist die Quote viel höher als in ländlichen Kantonen, in denen die Volksschulquote manchmal fast 100 Prozent beträgt», sagt Zemp.

Wichtigstes Argument dagegen ist wohl der Preis. Leisten kann sich eine Privatschulung seines Nachwuchses nur, wer über ein entsprechendes Einkommen verfügt. Das Schulgeld im Lernstudio beträgt 14 000 bis 18 000 Franken, bei den Minerva-Schulen liegt es zwischen 12 000 und 25 000 Franken pro Jahr. Dafür erhalten die Kinder aber auch ein erstklassiges Angebot, nur schon was den Betreuungsschlüssel betrifft: Während in den Volksschulen bis zu 25 Schüler in einer Klasse sitzen, bestehen die Klassen der Privatschulen meist bloss aus 12 bis 14 Kindern. Die Swiss International School, die mit ihrer zweisprachigen Ausbildung eher auf starke Schüler ausgerichtet ist, zieht zusätzliche externe Spezialisten hinzu. «Um allfällige Lernschwächen frühzeitig zu erkennen, prüfen wir standardmässig alle Schülerinnen und Schüler der ersten Primarklassen in Zusammenarbeit mit externen Spezialisten», sagt Ursula Gehbauer.

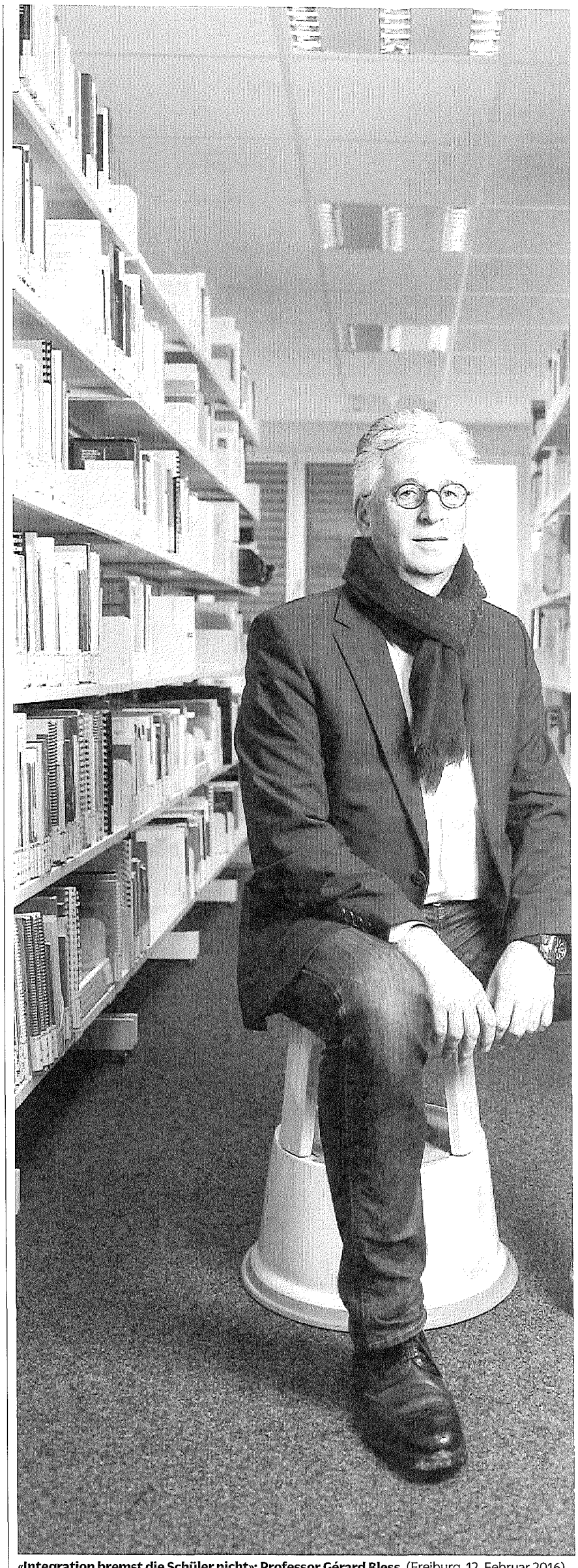
Privatschule als Nischenprodukt

Die Frage stellt sich nun, ob die integrative Volksschule schleichend zu einer Zwei-Klassen-Bildungsgesellschaft führt, wenn besser Begüterte deswegen ihren Nachwuchs in eine Privatschule schicken. «Die Privatschule darf nicht zum Ersatz für die Volksschule werden, den sich nur vermögende Eltern leisten können», sagt ausgerechnet der Zuger CVP-Nationalrat Gerhard Pfister, Präsident des Verbands der Schweizerischen Privatschulen. Er plädiert dafür, dass Eltern zuerst eine Lösung innerhalb der Volksschule suchen. «Die erste Ausweichmöglichkeit ist der Schulhauswechsel durch Umzug, denn viele Probleme sind auf ein Schulhaus oder ein Quartier beschränkt», sagt er. Erst in zweiter Linie sollte eine private Schulung erwogen werden: «Öffentliche und private Schulen müssen sich ergänzen; Letztere haben nur eine Berechtigung als Nischenprodukt.»

Eine solche Nische kann natürlich auch die Sonderpädagogik sein. Ursina Pajarola, Chefin des Lernstudios, beobachtete in den letzten drei Jahren, dass auch bei Eltern von schulschwachen Kindern das Interesse an privatem sonderpädagogischem Unterricht stieg. «Auch sie», meint Pajarola, «fürchten, dass ihre Kinder in den integrierten Regelklassen zu wenig gut betreut werden.»

«Immer mehr Kinder werden pathologisiert»

Der Wahn, dass jedes Kind einem Idealbild entsprechen müsse, führe zu einer starken Zunahme der schulischen Massnahmen, sagt Integrations-Experte Gérard Bless. Besser wäre es, die Lerninhalte zu entschlacken und sich auf das Wesentliche zu besinnen. **Interview: René Donzé**



«Integration bremst die Schüler nicht»: Professor Gérard Bless. (Freiburg, 12. Februar 2016)

NZZ am Sonntag: *Die Klagen über die Integration häufen sich. Was läuft falsch?*

Gérard Bless: Es stimmt, dass die Integration von vielen nicht gerade mit Freuden aufgenommen wird. Das hat viele Gründe. Zum einen will man die bisherige bequeme Praxis der Aussonderung nicht einfach so aufgeben. Wenn die Schule das schwierige Kind an eine externe Fachinstanz abgibt, kann sie sich vor grösseren Herausforderungen bewahren. Zum anderen liegt es auch an den Ängsten der Lehrpersonen, ihren Aufgaben nicht gewachsen zu sein.

Sind diese Ängste denn übertrieben?

Übertrieben? Wenn jemand Angst hat, ist es nie übertrieben. Wenn aber Lehrpersonen ihre Probleme immer an eine andere Instanz delegieren, so verlieren sie mit der Zeit auch die Kompetenzen, mit diesen pädagogischen Herausforderungen umzugehen. Ich bin jedoch überzeugt, dass die Lehrpersonen über die erforderlichen Fähigkeiten verfügen. Aber ich habe das Gefühl, die Kritik der Lehrer habe manchmal auch strategische Gründe. Ich will jetzt niemandem auf die Füsse treten, aber relativ häufig geht es darum, mehr Mittel für die Schule zu erhalten.

Mit Recht, schliesslich nimmt die Zahl der schwierigen Kinder in den Schulen zu.

Ich finde, die Schweizer Schulen sind bereits gut dotiert. Die Regelschulen werden von zusätzlichem Fachpersonal unterstützt. Mehr als die bisherigen für die Integration zur Verfügung gestellten Mittel bringen nicht viel und können unter Umständen sogar kontraproduktiv sein. Wenn man zu viel investiert, kommt es unter dem Decknamen der Integration wieder vermehrt zur Separation. Die Kinder werden dann sehr häufig aus der Klasse genommen und separat betreut.

Was ist denn eigentlich so gut, wenn die Kinder in der Regelklasse geschult werden?

Ich betrachte das als wichtige Massnahme mit dem Ziel, dass alle am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Die Kinder profitieren nicht nur von der Unterstützung durch das pädagogische Personal, sondern zusätzlich von der Stimulation durch ihre Mitschüler. Und am Schluss der obligatorischen Schulzeit haben die integrierten Schüler besseren Zugang zur Berufsausbildung.

Lernen integrierte Schüler mehr als ihre separierten Altersgenossen?

Die Lernfortschritte fallen unterschiedlich aus. Am deutlichsten sind sie bei Kindern mit Lernbehinderungen festzustellen. Trotzdem können die Schwierigkeiten nicht einfach beseitigt werden. Bei geistig Behinderten gibt es gewisse Vorteile in der Sprache, nicht aber in der Mathematik. Es ist nicht dieses Plus an Lernfortschritten, das für die Zukunft dieser Schülerinnen und Schüler von Bedeutung ist. Vielmehr geht es darum, dass sie nicht aus ihrer Lebensumwelt entwurzelt werden. Im Gegensatz zu vielen Nichtbehinderten liegt die Perspektive von Menschen mit sonderpädagogischem Förderbedarf in der Regel in ihrer Wohngegend. Darum ist es für sie von besonders grosser Bedeutung, dass sie dort geschult werden, wo sie wohnen und später auch leben und arbeiten werden.

> **Wenn Sie Lehrer fragen, dann ist fast die Hälfte der Klasse irgendwie auffällig. Damit habe ich ein Problem.**

Sie haben aber in Ihren Studien auch festgestellt, dass das Selbstwertgefühl des integrierten Kindes leidet, weil es den ständigen Vergleich zu den anderen hat.

Ja, die Schüler vergleichen sich natürlich miteinander. Wenn ich mit Roger Federer Tennis spielen würde, dann würde mein Selbstwertgefühl als Tennisspieler auch leiden. Umgekehrt kann man aber sagen, dass die Selbsteinschätzung in den Kleinklassen künstlich hoch gehalten wird. Sobald die Schüler dann den Schonraum der Sonderschulung verlassen, spätestens beim Schulaustritt, werden sie von der Realität eingeholt.

Also sollen sie lieber von Anfang an frustriert werden?

Wenn Kinder integriert sind, entwickeln sie ein realistisches Begabungskonzept. Es wird ihnen nichts vorgespielt, sondern sie erleben die Realität, die sie nach der Schule erwartet.

Sie argumentieren sehr stark aus der Sicht der betroffenen Kinder. Was Sie vergessen, ist, dass der Rest der Klasse zu kurz kommt.

Sowohl unsere eigenen als auch die internationalen Untersuchungen besagen, dass das so nicht stimmt. Regelschüler in Klassen mit oder ohne Integration machen die gleichen Fortschritte. Die Integration bremst die Schüler nicht.

Das glaube ich nicht. Je mehr Unruhe es gibt, desto weniger Zeit bleibt für den Unterricht. Und Zeit zum Lernen ist bekanntlich die wichtigste Grösse für den Schulerfolg.

Natürlich stören verhaltensauffällige Kinder den Unterricht. Das ist schlecht. Wenn Sie aber Lehrer fragen, dann ist fast die Hälfte der Klasse irgendwie auffällig. Damit habe ich ein Problem. Vieles ist eine Frage der Einstellung und der Toleranz. Sicher ist die Situation nicht einfacher geworden. Doch sie ist lange nicht so katastrophal, wie sie oft dargestellt wird.

Es gibt doch immer mehr Diagnosen von Verhaltensauffälligkeiten und leichter geistiger Behinderung. Wird die Menschheit immer dümmer und schwieriger?

Dümmer glaube ich nicht. Ich denke, das hat viel mit der Beschleunigung des Lebens zu tun, die auch auf die Kinder durchschlägt. Der Druck steigt, die Anforderungen steigen, die Eltern sind mehr beruflich involviert, die Freizeitaktivitäten nehmen zu. Dazu kommt noch die Frage, ob wir nicht einfach stärker sensibilisiert sind als früher. Und nicht zuletzt spielen auch noch Interessen der Pharmaindustrie hinein, welche für alles eine Pille verkaufen will.

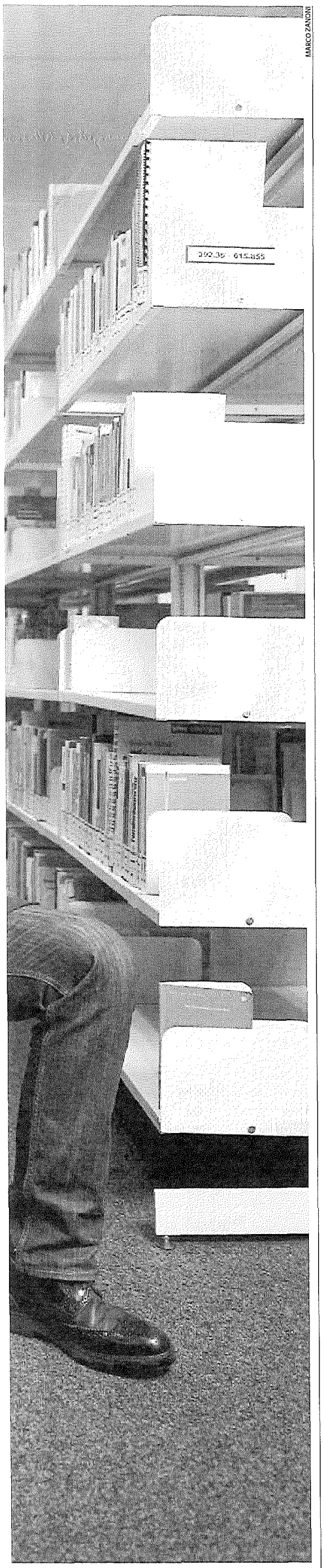
Das führt dazu, dass heute in gewissen Zürcher Klassen beinahe jedes Kind noch eine besondere pädagogische Massnahme erhält. Finden Sie das gut?

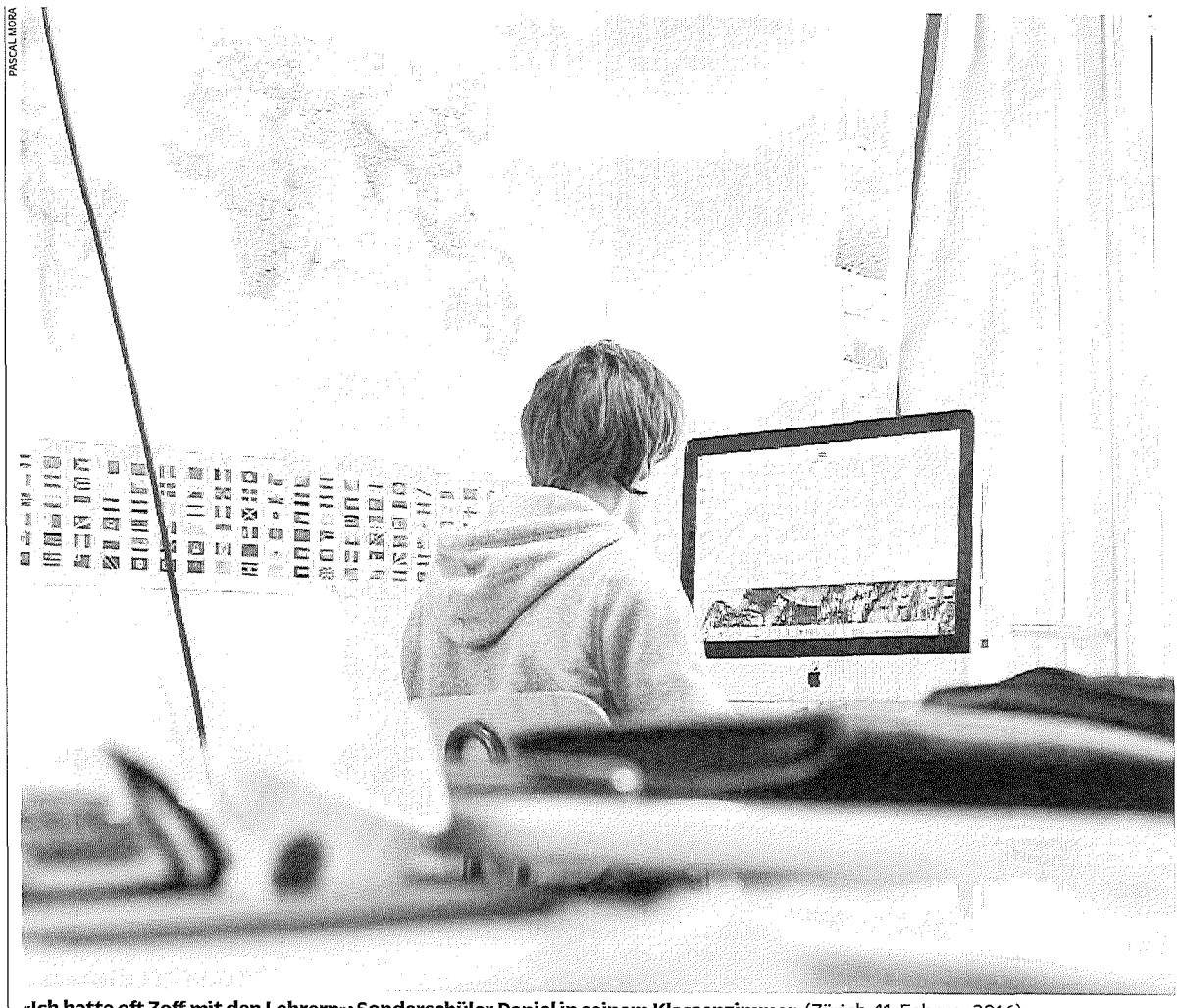
Nein. Je mehr Unterstützungsmöglichkeit eine Lehrperson hat, desto

Gérard Bless

Forscher im Namen der Integration

Der Leiter des Heilpädagogischen Instituts an der Universität Freiburg forscht seit bald 30 Jahren auf dem Gebiet der Integration. Seine Erhebungen über die Entwicklung von integrierten Schülern und ihren Mitschülern gehören zu den meistzitierten Schweizer Studien in diesem Kontext. Er ist ein Verfechter einer umfassenden Schulung möglichst aller Kinder in der Regelschule.





«Ich hatte oft Zoff mit den Lehrern»: Sonderschüler Daniel in seinem Klassenzimmer. (Zürich, 11. Februar 2016)

Zähmung eines Widerspenstigen

Daniel war ein unmöglicher Schüler, der alle an den Rand der Verzweiflung brachte. Dann wurde er in eine Sonderschule gesteckt. Zum Glück für ihn. **Von René Donzé**

Daniel blickt sein Gegenüber mit seinen hellen blauen Augen an und lächelt, als könnte er kein Wässerchen trüben. Wenn der 16-Jährige spricht, wirkt er überlegt, beinahe reif. Was er erzählt, ist die Geschichte eines Buben, der sich in der Schule nie recht zurechtfand. Er schrie, schlug und verweigerte sich in einem Ausmass, das alle an den Rand der Verzweiflung brachte. Eltern, Lehrer und Schulpsychologe wussten nicht mehr, wie den rebellischen Daniel bändigen. «Er hat nur gemacht, was wenig Aufwand bedeutete», sagt der Vater heute. «Er konnte sich an keine Regel halten», sagt sein heutiger Lehrer in der dritten Oberstufenklasse einer privaten Sonderschule. «Und er wusste nicht, wie mit seinen Frustrationen umgehen.» Daniel wirkt heute abgeklärt und sagt rückblickend Sätze wie: «Meine Selbstkompetenz war ungenügend.»

Im Sommer wird Daniel eine Berufslehre antreten. Es ist das vorläufige Happy End einer Geschichte, die auch anders hätte ausgehen können. Der kleine Daniel, jüngerer von zwei Söhnen Schweizer Eltern, war ein ganz schwieriges Kind: zappelig, reizbar, unbeherrscht. Schnell war die Diagnose Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom (ADS) da, Daniel erhielt verschiedene Medikamente: früher Ritalin, heute Concerta und Strattera.

Er tickte regelmässig aus

Früh schon war der Bub selbständig: Bereits in der Primarschule hat er oft alleine oder mit dem Bruder zusammen zu Mittag gegessen, weil Vater und Mutter arbeiteten. Daniel ist auch gescheit. Ein Test ergab einen sehr hohen Intelligenzquotienten von 148. Gute Noten hatte er in den Fächern, in denen er nichts lernen musste, zum Beispiel in der Mathematik. Schlecht schnitt er ab, wenn es um Fleiss ging, etwa beim Vokabelnbüffeln. Er liebte es, seine Lehrer zu korrigieren, auf die freche Art, wie er zugibt. «Ich hatte oft Zoff mit den Lehrern, weil ich ihnen meine Meinung sagte.»

In der Primarschule konnte eine geduldige Lehrerin den Buben noch im Zaum halten, in der Oberstufe eskalierte die Situation. «Ich tickte regelmässig aus, hatte fast wöchentliche Streit mit meinen Mitschülern», sagt Daniel. Es genügten Lappalien, um ihn zur Weissglut zu bringen: «Einmal hat ein Kollege wiederholt und absichtlich einen Gemeindenamen falsch ausgesprochen. Da packte ich ihn am Arm», erzählt Daniel. «Ich konnte meine Wut einfach nicht bändigen.» Der Knabe passte in kein Raster: Intelligenzmässig hätte er zu den Besten gepasst, vom Verhalten her hätte er in eine Kleinklasse gehört. Alles wurde ausprobiert, alles scheiterte.

Nach drei Klassenwechseln innert weniger Monate kam der Schnitt: Die Schulpflege seines Wohnkantons steckte ihn notfallmässig in eine private Sonderschule in der Stadt Zürich. «Es war ein Schock für mich», sagt Daniel. Der lange Schulweg, die Distanz zu seinen Altersgenossen am Wohnort, «das war schon hart.» Nicht einfach war es auch für die Sonderschule. «Er war wirklich ein schwieriger Fall», sagt sein heutiger Lehrer. «Wir wollten ihn darum nur temporär aufnehmen.» Daraus wurden dann doch zwei Jahre. Daniel hat sich eingepasst in die altersdurchmischte Klasse und fühlt sich wohl mit seinen sechs Mitschülern. «Es gibt zwar schon ein paar, die frech sind, aber da stehe ich darüber», sagt er. Der Lehrer hat für jeden Schüler einen individuellen Lehrplan zusammengestellt, mit dem Ziel, ihn zu einem regulären Sekundarschulabschluss zu bringen. In erster Linie aber will er seinen Zöglingen Boden unter den Füssen zu geben.

> **Intelligenzmässig hätte er zu den Besten gepasst, vom Verhalten her hätte er in eine Kleinklasse gehört.**

Klare Regeln, viele Gespräche

«Innerer Halt durch äusseren Halt», lautet das Prinzip der Schule. Das bedeutet: klare Regeln, viel Beziehungsarbeit, viele Gespräche und Erfolgserlebnisse. «Wir fördern die gelingenden Situationen», sagt der Lehrer. Das beginnt mit der regelmässigen Pflicht für jeden Schüler, das Mittagessen für die ganze Klasse zu planen und zu kochen, und endet bei der engen Begleitung durch den Lehrer bei der Lehrstellensuche. Daniel hat an fünf Orten geschnuppert und zwei Lehrstellen angeboten erhalten. Er wird im Sommer die Lehre als Maurer mit eidgenössischem Fähigkeitszeugnis antreten. Nicht immer läuft es indes so reibungslos: Einer seiner Mitschüler ist noch immer auf der Suche, zwei Mitschülerinnen werden ein zehntes Schuljahr anhängen.

Daniel geht es heute viel besser als damals in der Regelschule. «Er ist ausgeglichener und ruhiger geworden», sagt auch der Vater. «Aber er muss noch immer kämpfen, dass er sein Verhalten in den Griff kriegt.» Die Pubertät mache die Situation nicht gerade einfacher. Daniel sagt, er habe, seit er in dieser Sonderschule sei, nur noch einmal dreingeschlagen. «Ich bin jetzt zwar nicht ausrastungsfrei, aber handlungsfrei», sagt er. Damit meint er: Er kann seine Ausbrüche besser steuern. Oft reagiere er sich beim Zeichnen ab oder beim Sport, oder - wenn es denn gar nicht mehr anders gehe - an einem Baum.

Name geändert

---

leute. Wird dies übertrieben, so ist dies eine gefährliche Entwicklung.

Was soll man denn machen, um den Problemen Herr zu werden?

Man muss endlich einmal akzeptieren, dass die Kinder unterschiedlich sind und diese Unterschiede pädagogisch letztlich nicht zu beheben sind. Damit hat unsere Gesellschaft einfach Mühe. Man sieht heute auch keine Jugendlichen mehr mit krummen Zähnen. Was nicht ins Idealbild passt, muss therapiert werden und dafür braucht es ein pathologisches Etikett.

Davon profitieren Sie doch mit Ihrem Institut.

Und dennoch plädiere ich für ein gesundes Mass. Es gibt auch Schwierigkeiten, die man tolerieren sollte. Es muss nicht alles gleichgeschaltet sein. Da muss ein Umdenken stattfinden.

Junge und aufgeschlossene Lehrer schmeissen als erste den Bettel hin.

Die Älteren profitieren von ihrer Erfahrung und können darum oft besser mit zusätzlichen Belastungen umgehen. Und die, die noch im Schuldienst sind, haben schon viele Reformen durchlebt. Junglehrer sind zwar offen, aber weniger erfahren. Sie haben manchmal Mühe damit, Distanz zu halten, zu regenerieren. Das muss gelernt werden. Aber dafür haben Lehrer in ihren vielen und notwendigen Ferien genügend Zeit.

Müsste eine Lehrperson heute zwingend auch heilpädagogisch ausgebildet sein?

Nein. Es braucht in ihrer Grundausbildung bestimmte Wissenselemente um Heterogenität, um didaktische Möglichkeiten, um Behinderungsaspekte, ein Bewusstsein. Aber sie müssen nicht Blindenschrift lernen oder Trisomie 21 in allen Aspekten begreifen. Dafür gibt es Spezialisten. Es ist mehr eine Haltungsfrage. Aber es ist sicher nicht notwendig, dass sie Sonderpädagogen sind.

Wie sehen Sie die Zukunft?

Mit dem neuen Lehrplan 21 wird die Situation nicht einfacher. Die Erschaffer dieses Plans wollen zu viel von den Kindern und werden damit noch mehr Schulversager produzieren. Ich vermute, dass man da zu weit gegangen ist. Lehrpläne sollten mehr Freiräume bieten, damit die Lehrpersonen besser auf die Bedürfnisse der Kinder ihrer Klasse eingehen können. Auch zwei Fremdsprachen für alle Schulkinder ist eine brutale Überforderung der schwachen Schüler. Es wäre eine Entschlackung der Lerninhalte notwendig, doch das Gegenteil geschieht. Fordern ist gut und wichtig, überfordern hingegen kontraproduktiv.

mehr kann sie an eine Fachperson delegieren. Das ist ein Problem. So kommt es eben wieder zum Abschieben. Immer mehr Kinder werden pathologisiert.

Warum?

Der Wahn, dass jedes Kind einem bestimmten Idealbild entsprechen müsse, führt zu immer mehr Massnahmen. Es ist eine grosse Gefahr, dass man heute den Kindern solche Etiketten verteilt, um mehr Ressourcen zu holen, das heisst Unterstützung durch Fach-